

Im Wechselbad der Emotionen

Kopatchinskaja, Norrington und das Radio-Sinfonieorchester Stuttgart

VON HELMUTH FIEDLER



Exzentrisch und immer barfuß: Patricia Kopatchinskaja Foto: promo

Ein Auftritt von Patricia Kopatchinskaja (38), der in Bern lebenden moldawischen Geigerin, ist allemal für eine Überraschung gut. Erst recht, wenn wieder einmal Sir Roger Norrington mit von der Partie ist und gemeinsam mit dem Radio-Sinfonieorchester seinen „Stuttgart Sound“ ohne jedes Streichervibrato zelebriert.

Wer noch das Glück hatte, live von David Oistrach, Zino Francescatti oder Henryk Szeryng prägende Eindrücke in Richtung einer lyrisch sich verströmenden, edel dramatisierten Interpretation von Beethovens Violinkonzert zu erfahren, musste am Donnerstag im Beethovensaal umdenken. Das betraf auch die von Kopatchinskaja geradezu exzessiv in Szene gesetzte große Solokadenz aus Beethovens Klavierfassung des Stücks, die neben dem originalen Paukensolo besonders der Konzertmeisterin sowie zwei Cellisten Virtuoses abverlangt. Inspiriert von der überlieferten „zarten“ Vortragsweise des Wiener Uraufführungssolisten Franz Clement legte sich das Temperamentsbündel Kopatchinskaja, wohl auf Darmsaiten musizierend, das Werk auf exzentrische Weise zurecht. Vor allem den ausgebreiteten Notenblättern zugewandt, spielte sie meist mit wenig Vibrato, dabei auch „leere Saiten“ nicht scheuend. Gesangslinien wurden bis zur Unhörbarkeit maniert leise ausgekostet, wobei die Melodiebögen oft unvermittelt abbrachen. Hinzu kamen heftige Temposchwankungen sowie zahlreiche geschmacklos improvisierte Einschübe, wie überhaupt ihr bisweilen seltsam verhuschtes Spiel.

Bei Jean Sibelius' zweiter Sinfonie ließen gleich zu Beginn das subtil Federnde der Viertelgruppen, die sanfte Präzision der Oboen und Klarinetten, der Gesang der Hörner sowie der archaische Balladenton der Holzbläser im Tempo andante aufhorchen. Durchhörbarkeit war Trumpf. Dabei hält Sir Roger das Werk sicher in Balance, alles ist sorgsam, bisweilen freilich auch etwas zähflüssig ausformuliert. Der strahlende Blechbläsertriumph am Schluss ist dann wieder eine Meisterleistung.

Neu in den Kinos

„Amour Fou“



„Amour fou“: Birte Schnöink und Christian Friedel Foto: Neue Visionen

Eine Party. Jemand singt „Das Veilchen“, ein von Mozart vertontes Goethe-Gedicht. „Zum Erschießen schön“ sagt eine Dame (Katharina Schüttler). Bizarr, aber irgendwie passend, wird doch in dem Gedicht ein Veilchen zertreten. Daraufhin ein rascher Seitenblick von einem Typen, der wie ein miesepetriges Pinguin dasteht und aussieht, als fühle er sich ertappt – der Stargast der Party: Heinrich von Kleist (Christian Friedel). Die österreichische Regisseurin Jessica Hausner konzentriert sich in ihrer Filmbiografie über den Dichter auf dessen Todeswunsch. „Würden Sie mit mir sterben wollen“, fragt Kleist Marie (Sandra Hüller). „Aber nein!“, winkt die belustigt ab. Kleist insistiert: „Mit der Pistole geht es schnell!“ Mutig, diese schier tragikomischen Dialoge, die aber von hervorragenden Darstellern lässig interpretiert werden. Als die sich todkrank wählende Henriette Vogel (Birte Schnöink) einwilligt, schmollt Kleist. Sie soll sich bittschön aus Liebe umbringen lassen und nicht, weil sie sowieso bald stirbt. Die Regisseurin fragt: warum wollte Kleist gemeinsam mit einer Frau sterben? Und was für Frauen waren das? Antworten gibt sie nicht in diesem ohne Begleitmusik auskommenden Kammerstück, sucht aber Parallelen zum Heute. Die Regisseurin zeigt Räume, die wie gemalt wirken, sie lässt die Schauspieler historische Kostüme tragen, aber wie Menschen heute gestikulieren und sprechen. Maximale Künstlichkeit und maximale Heutigkeit – interessantes Experiment. (golo)

Der Film „Amour fou“ läuft in Stuttgart im Kino Atelier am Bollwerk.

Man kann nicht vorsichtig genug sein

Filmwinter Netz- und Medienkunst in der Galerie Kunstbezirk spiegelt viel Unsicherheit und bietet ein wenig Selbstvergewisserung

Die digitale Revolution fegt alte Gewohn- und Gewissheiten hinweg. Was macht die Informationsflut mit den Menschen und der Kunst? Wo bleiben zwischen Netz und Realität die Identitäten? Diesen Fragen widmen sich Medienkünstler, die beim Stuttgarter Filmwinter ihre Arbeiten zeigen.

VON BERND HAASIS

Der Amerikaner Edward Snowden hat der Welt verraten, in welchem Ausmaß Geheimdienste die Menschheit überwachen – und der Amerikaner Julian Grosser hat eine Strategie entwickelt, diese Überwachung zu torpedieren. Seine Software „ScareMail“ hängt an jede harmlose E-Mail eine computergenerierte Geschichte an, die aus NSA-Suchbegriffen wie „Anschlag“ oder „Dschihad“ besteht und so die Überwachungsprogramme der Geheimdienste mit Unsinn beschäftigt – bis hin zum möglichen Zusammenbruch, wenn eine kritische Masse in aller Welt die Software nutzen würde.

Eine Aura des Subversiven umweht das Film- und Medienkunst-Festival Filmwinter seit seiner Gründung, und das hat sich bei der 28. Auflage nicht geändert: Um ungewöhnliche Blickwinkel und experimentelle Ansätze geht es bis Sonntag im Theater Rampe, dem Kunstraum 34 und der Galerie Kunstbezirk im Sieglehaus, wo am Donnerstag die Ausstellung „Medien im Raum & Network Culture“ eröffnet worden ist – in Anwesenheit einiger ausstellender Künstler.

Viele Internet- und Mobilfunknutzer geben viel mehr über sich preis, als sie ahnen

Andreas Zingerle und Linda Kronman aus Österreich zum Beispiel, die sich in „Password: *****“ mit den beliebtesten Passwörtern von Internet-Betrütern beschäftigt haben. Hacker sammeln solche Daten, und Begriffe wie „love“, „jesus“, „mother“, „bless“ und „money“ stechen heraus aus typografisch angeordneten Sprachkonglomeraten in Sternen, wie sie als Platzhalter bei Passwort-Eingaben im Internet erscheinen. „Die Leute machen es den Betrügern leicht, weil sie sehr naheliegende Passwörter verwenden“, sagt Zingerle, „und es ist sehr einfach, Nutzern sozialer Netzwerke Antworten auf ihre Sicherheitsfragen zu entlocken, die Straße ihrer Kindheit etwa oder den Geburtsnamen ihrer Mutter.“

Zingerle reiste mit Kronman via Stipendium nach Ghana, „eine Hochburg des Internet-Betrugs: Viele der Passwörter sind dort allgegenwärtig in der Öffentlichkeit auf Plakaten und Aufklebern“, erzählt er. Zufällig stießen sie in Ghana gleich auf ihr nächstes Projekt: „Dort ist die weltgrößte Halde für Elektronik-Müll, der vor allem aus den USA und Europa dorthin geschafft wird, getarnt als Entwicklungshilfe“, sagt Zingerle. „Und in den Rechnern sind oft noch die Festplatten drin mit vielen sensiblen Daten, die Kriminelle sich aneignen und die Datenträger dann für zwei Euro auf der Straße verkaufen.“ Das Duo hat einige Festplatten erstanden und möchte nun mit den Daten arbeiten, „natürlich anonymisiert“ – Findekunst, wie sie Künstler vor 20 Jahren mit alten Dias fremder Menschen vom Flohmarkt gemacht haben.

Bei Kevin Röhl und Erik Freydank zeitigt die durchweg analog erscheinende Anordnung „Panopticon“ erste digitale Konsequenzen. Unter flackerndem Glühbirnenlicht steht ein schwarzes Wählscheibentelefon unter Glas, daneben eine Telefonnummer; wer diese mit dem Handy anruft, hört „Die Gedanken sind frei“ als Glockenspielversion – und wird kurz darauf damit konfrontiert, was ein einziger digitaler Anruf al-



Analoge Anmutung, digitale Konsequenzen: „Panopticon“ im Kunstbezirk

Foto: Filmwinter

les offenbart. „Viele geben viel mehr über sich preis, als sie ahnen“, sagt Röhl.

Das demonstriert auch der Schweizer Marc Lee in „Pic-me“. Seine Software verbindet aktuelle Posts von Nutzern des Bilder-Netzwerks Instagram, die das „geotagging“ (geografische Zuordnung) nicht abgeschaltet haben, mit Google Earth; kaum ist ein Selbstporträt Online, fliegt der Betrachter um die Welt und bekommt den exakten

Ort gezeigt, von dem aus das Bild ins Netz gestellt worden ist. „Ich kann nur raten: Seid vorsichtig!“, sagt Lee und grinst.

Bei soviel Unsicherheit tut physische Selbstvergewisserung gut. Séverine Urwyler, ebenfalls aus der Schweiz, bietet dazu eine seltene Gelegenheit: Sie befestigt 32 Membranen an liegenden Probanden und macht ihre Körper zum Resonanzraum für kollektive Emotionen, die sie zum Beispiel

Info

Filmwinter am Wochenende

- Der 28. Filmwinter – Festival for Expanded Media findet bis 18. Januar in Stuttgart statt im Theater Rampe (Filderstraße 47), im Kunstraum 34 (Filderstraße 34) und im Kunstbezirk (Gustav-Siegle-Haus).
- Die Programme des Internationalen Kurzfilmwettbewerbs sind an diesem Samstag um 20 und 22 Uhr im Theater Rampe zu sehen, Preisverleihung und Preisträgerrolle ebendort am Sonntag um 19 Uhr.
- Gleich zwei besondere Aufführungen bietet Samstag: Pawel Janicki zeigt im Kunstraum 34 von 11.30 Uhr an seine Musik-Space-Performance „Silver Moon, Blue Planet, Blue Note“, Daniel Kötter und Hannes Seidl präsentieren um 17 Uhr in der Rampe die Filmkonzert-Performance „Kredit“ zur Finanzkrise aus ihrer Projektreihe „Ökonomien des Handelns“.

www.filmwinter.de

bei Sportveranstaltungen akustisch aufgezeichnet hat – „ein ganz besonderer Trip“, verspricht Marcus Kohlbach, Kurator der Medienkunstschau des 28. Filmwinters.

Auf den Spuren des kanadischen Medien-schleifen-Spezialisten Stan Douglas bewegt sich Agnes Jänsch aus München. Wie eine typische Familiendyade der 1950er Jahre erscheinen zunächst die drei Filmsequenzen ihrer Videoinstallation „Wir waren sehr glücklich“; doch bei näherem Hinsehen zeigt sich: Die Menschen drehen sich im Kreis, spielen immer die selben Situationen durch, die nach und nach entgleisen. An der Familien-Kaffeetafel reden alle in bekannten Textbausteinen aneinander vorbei, zunehmend drastischer: „Vater, es ist wichtig!“, insistiert der Sohn, „Man spürt schon den Frühling“, verkündet der Alte, und Mama sagt derweil zum anderen Sohn: „Ich wusste, dass Du das schaffst.“

Mancher treibt das Kopfkino bis hin zur gewollten Überlastung. Grenzen? Gab es gestern

Eine Studie der Platitiden und Absurditäten menschlicher Kommunikation ist Jänsch gelungen mit einer bemerkenswerten Besonderheit: Sie hat ihre sich wandelnden Handlungsschleifen nicht geschnitten, ihre Darsteller spielen die Handlungsschleifen vor statischer Kamera am Stück durch.

Was virtuell ist und was real, darum geht es in vielen Facetten bei diesem Filmwinter. „Vielleicht sind wir alle nur holografische Projektionen“, mutmaßt die slowenische Künstlerin Karina Smiglia-Bobinski, deren Arbeit „Simulacra“ („Abbilder“) schon als Objekt sehenswert ist: Ein schwebendes Gebilde aus vier weißen Flächen, Kabeln, Lautsprechern und Lupen, in dessen Innern sich bei näherem Hinsehen das Gefangensein des medialen überfütterten Menschen spiegelt. „Ich habe nur die oberste Folie von LCD-Monitoren entfernt und dadurch eine tabula rasa geschaffen“, sagt die Künstlerin. „Was wir sehen sind nur Licht und Impulse, der Rest ist Kopfkino.“

Mancher treibt das bis hin zur gewollten Überlastung: Die Franzosen mit dem Kollektiv-Namen jimpunk fluten Rechner mit Unmengen einander überlagernder Video-clips, in denen irgendwann eine Verbindung von Unterhaltung und Gewalt sichtbar wird. Grenzen? Gab es gestern. Der Pole Pawel Janicki strebt gar ins All: Für seine Musik-Performance an diesem Samstagvormittag verwendet er angeblich Daten der Internationalen Raumstation ISS – man darf gespannt sein, wie die klingt.

Blattgold wollen sie essen

Reich sein ist auch keine Lösung, suggeriert die Uraufführung von Dea Lohers „Gauernerstück“ im Deutschen Theater Berlin

VON ALINA SCABY
AUS BERLIN

Die verdammte Dreckwäsche! Dauermund muss man sie einweichen, schleudern, mangeln, falten. Einweichenschleudernmangeln, immerzu und wieder von vorne, als gäbe es nichts anderes im Leben, so wütend kann einen das machen, dass man die Wäschebündel regelrecht verprügeln möchte, auf den Boden schleudern und herumzauseln. Denn wo bleibt eigentlich das wunderschöne Leben, dass sie als Kinder einander versprochen haben, fragen sich die Zwillinge Maria und Jesus Maria (die so heißen, weil ihr spanischer Vater bei der Geburt der erwarteten Tochter eruptiv der Muttergottes dankte – und ebenso impulsiv den überraschend noch hinterhergeborenen Sohn beschreckschrie).

In der Uraufführung von „Gauernerstück“, dem neuesten Text von Dea Lohers am Deutschen Theater in Berlin, treten die Zwillinge mit der ulkigen Namenskombi gleich in zweifacher Ausführung auf – glücklicherweise nicht in Engelchen und Teufelchen gespalten oder sonst wie persönlichkeitsverteilt, sondern als deutsch/niederländisches

Viererteam. Judith Hofmann ist eine etwas springinsfeldigere Maria als die kokettere Fania Sorel, Miquel de Jongs Jesus Maria drückt sich mehr durch seinen Körper aus als die Version von Hans Löw, der den männlichen Zwillingsteil aus einem Mosaik von Melancholie, Ironie und verzweifelter Leidenschaft baut. Alle vier sind sich einig: Immerzu nur rennen müssen wie ihre Mutter, obwohl man längst abgehängt ist – so wollen sie nicht leben. Aber wie dann?

So sperren sie sich gegen das Leistungs-hamsterrad, verschmähen die als ewiges, nie eingelöstes Versprechen vor der Nase baumelnde Möhre, die sie als gesellschaftliche Lastesel zu mehr Tempo antreiben soll. Sie bestreiten ihren Lebensunterhalt mit Kellnern und Gemüsekasten-Wuchtern, in Verhältnissen, die man früher mal McJobs und heute prekär nennt, verlängern ihre Abende beim Nachbarn, dem schmerzbüchigen Porno-Otto (Beppe Costa, der der dingarmen Inszenierung von Alize Zandwijk mit kratzigen musikalischen Einlagen Stimmungs-farbe verlieh). Und warten auf die paar super-guten Augenblicke, die so schnell vorbei gehen und doch für ewig bleiben. Blattgold wollen sie essen, einen mattschwarzen Por-

sche wollen sie kaufen und mit ihm gleich ins nächste Schaufenster rauschen, so wollen sie leben. Geld haben, um es nicht zu sparen, sondern auszugeben, gleich, alles, jetzt.

In einem Leben, in dem nicht viel passiert, muss umso mehr erzählt werden, um die Lücken zu füllen. So berichten die Figuren auch mehr, als dass sie erleben, viel wird direkt zum Publikum gesprochen, nur wenig gezeigt.

Juwelier Wunder erinnert an einen indignierten Storch

Die Zechprellerei im Edellokal zum Beispiel und das Pläneschmieden, wie sie doch aus ihrer Existenz ausbrechen könnten, die von so engen, unverrückbaren Wänden mit Blätterputz und Siffmatratzen begrenzt scheint.

Das wunderliche Wahrsagerwesen in der Wohnung nebenan (Elias Arens, komisch, nicht klamaukig) hatte es ihnen schließlich erklärt: Ein Fisch im Aquarium hat eigentlich durchaus Möglichkeiten, sein Leben frei gestalten zu können. Schwimmt er hierhin, oder dorthin, lässt er sich treiben – aber alles eben in den ebenso unverrückbaren Glas-

mauern des Aquariums. Oft müsse sie das ihren Kunden sagen: „Raus aus dem Aquarium und Vogel werden – is‘ schwierig.“ Aber ein Versuch, schiebt sie tröstend hinterher, lohne sich ja immer.

Und tatsächlich. Dann geschieht es doch, das möglicherweise lebenstransformierende Wunder, ausgerechnet initiiert von einem Juwelier, der genau so heißt: Wunder. Elias Arens gelingt es, ihn gleichzeitig geschmeidig-ölig und schmerzhaft verkantet zu spielen. Erinnert sein Wahrsagehaarturmträger mitunter an einen indignierten Storch, der vorsichtig sein eigenes Nest auf dem Kopf balanciert, ist sein Herr Wunder ein Dressurferd mit Muskelkater. Und voller Überdross, denn all das Gold und die Juwelen hängen ihm zum Hals heraus.

Reich sein, man glaubt es kaum, ist also auch keine Lösung. Und so verlässt man die Zwillingsszwillinge nach zwei Stunden mit dem Wunsch, dass sie bei ihrem wilden, sinnlosen Porscheverplemperungsplan bleiben. Und sich nicht von einem Bausparvertrag das Leben versauen lassen.

Termine: 17. Januar, 14., 21., 22. Februar. Karten: 030 / 28 44 12 25.